



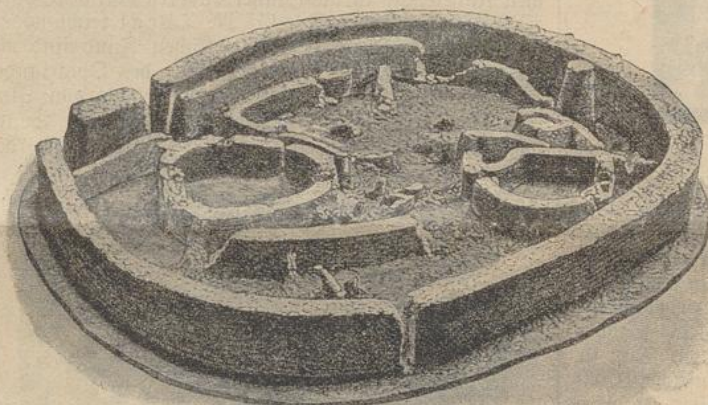
Wie der „Cullinan“ nach London gebracht wurde.

Tempelbauten in der Fremde aufgebraucht haben, sondern sie würden solche Prachtbauten in der alten Heimat errichtet oder wenigstens die zu spendenden Schätze den Tempeln des Vaterlandes überwiesen haben. Wir müssen also annehmen, daß die Bewohner von Ophir

außer den Sambesigebieten kann mit Ophir identisch sein. Diese selbst boten den alten Seefahrern alle die Ophirische aufgezählten Dinge. Ausgedehnte antike Minen bekunden, daß hier in altersgrauer Zeit ein reger Bergwerksbetrieb bestand, und endlich deuten zahlreiche Städte- u. Tempelruinen unzweifelhaft phönizisch-semitischen Ursprungs auf eine reiche kolonialisatorische Tätigkeit der in Frage kommenden Völker in jenen Gegenden. Also lag das Ophir des Altertums auf den goldreichen Terrassen des Küstenhinterlandes zwischen Sati und Sambesi und zu beiden Seiten des letzteren.



Geier aus Speckstein auf Säulen aus Symbabve
(nach Th. Bent).



Symbabve

Modell des Rundbaues (nach Th. Bent). Rechts der große Turm im „Allerheiligsten“, links von ihm die Spitze des kleinen.



Specksteintiegel
zum Schmelzen des Goldes.
(Nach Th. Bent).



Oben: Specksteinform für Goldbarren aus Symbabve
Unten: Zinnbarren der Phönizier aus Falmouth (Cornwall).
(Nach Th. Bent).

dieses als ihre neue Heimat ansahen und ebensowenig an eine dauernde Rückkehr nach Phönizien dachten, wie etwa die Kolonisten von Utika, Karthago und anderen Tochterstädten jenes Landes. Wir kommen zu dem Ergebnis: Kein Küstenland des Indischen Ozeans

bieten zu Fuß durch die den Aufzug des Lordmarschall anstauende Menge zum genannten Bahnhof und übergeben dort ein kleines Paket einem Beauftragten des Bank, der ruhig inmitten anderer Passagiere in einem Abteil zweiter Klasse Platz nahm und auf diese Weise

Wie der „Cullinan“ nach London gebracht wurde.

Bekanntlich haben die Buren dem König Eduard VII. von England den größten bis jetzt gefundenen Diamanten, den „Cullinan“, zum Geschenk gemacht und dieser Diamant wurde ihm an seinem Geburtstag feierlich durch eine Burenrepräsentation überreicht. Es ist nun nicht ohne Interesse, in englischen Zeitungen zu lesen, auf welche Weise der kostbare Stein von Pretoria nach Capetown und von London nach Sandringham geschafft wurde, um etwaige Diebe irrezuführen. In Pretoria wurden offiziell große Vorbereitungen getroffen, um den Stein sicher zu verschicken, und an dem bestimmten Tag gingen vom Regierungsgebäude aus zwei bis zu die Zähne bewaffnete Männer zur Bahn, die in einer festverschlossenen eisernen Kiste den Schatz wegführten. Während auf diese Weise das Interesse der Bevölkerung auf den so eigenartigen Transport gelenkt wurde, gab ein kleiner Beamter auf dem Postamt zu Pretoria ein eingeschriebenes Paket nach London ab, in dem sich der wirkliche Diamant befand, den dort sicher niemand gesucht hätte. Auf ähnliche Weise wurde der Stein von London nach Sandringham, dem Landjägerkönig Eduards, befördert. Vier Detektiven nahmen in einem von Soldaten bewachten Automobil Platz und fuhren in rasender Eile von der Bank von England aus zu der nicht sonderlich weit entfernten Liverpool Street Station. Während naturgemäß jeder glaubte, daß der kostbare Stein von vier Detektiven nach Sandringham gebracht würde, gingen zwei Bankboten zu Fuß durch die den Aufzug des Lordmarschall anstauende Menge zum genannten Bahnhof und übergeben dort ein kleines Paket einem Beauftragten des Bank, der ruhig inmitten anderer Passagiere in einem Abteil zweiter Klasse Platz nahm und auf diese Weise

den Diamanten unbemerkt ins königliche Schloß zu Sandringham brachte. Es sei indessen zugefügt, daß die Straßen, welche die beiden Boten passieren mußten, von zahlreichen Detektivs besetzt waren, um etwaigenfalls zu ihrem Schutze herbeieilen zu können.

Das Gebet macht glücklich.

Jedes gute, demütige, und vertrauensvolle Gebet steigt über die Wolken empor, und kehrt von oben auf uns herab als wohltuender Gnadentau, der unsere Werke heiligt und verdienstlich macht für unser himmlisches Vaterland, während die Unterlassung oder nachlässige Verrichtung des Gebetes uns kraftlos unserer verdorbenen Natur und den bösen Einflüssen der Welt und unserer verblendeten Eigenliebe überläßt. Zwei Meilen ungefähr von Versailles, am Ende unabsehbarer, goldiger Getreidefelder, begegnet unser Blick einer Reihe lachender Täler, deren grüne Wiesen sich weithin erstrecken zwischen zwei mit Kastanienwäldern getränkten Hügelreihen. Am Saume dieser Wälder liegt das niedliche Dorf Chateaufort. Vor längen Jahren war ein hervorragender Schriftsteller hierher gekommen, um in dieser reizenden, erfrischenden Einsamkeit seine Gesundheit wieder herzustellen. „Durch die Gloden der Kapelle gerufen“, erzählt er, „ging ich jeden Sonntag zur heiligen Messe. Dabei traf ich nicht selten zusammen mit einem merkwürdigen Manne. Es war ein Mann, dessen inbrünstige Andacht ich nicht genug bewundern konnte. Bei seiner karmelitenähnlichen, dürftigen Kleidung zeigte sein ganzes Benehmen eine Ruhe und eine Anmut, die, je länger und aufmerksamer ich ihn beobachtete, einen desto tieferen und vorteilhafteren Eindruck auf mich machte.

Die Begegnung weckte meine Neugierde, so daß ich Erkundigungen über ihn einzog und alsbald erfuhr, daß er von der christlichen Nächstenliebe lebte. Im bereits vorgerücktem Alter hatte er seine Frau und seine beiden Söhne verloren, von welchen letzteren der eine an der Beresina, der andere bei Waterloo den Tod gefunden hatte. Ermutigt durch diese Mitteilung redete ich ihn an und versprach ihm meine Hilfe. „Sie haben einen besseren Rock nötig“, sagte ich, „der Winter könnte streng werden und man muß sich bei Zeiten vorsehen.“ — Er schlug die Augen zu mir auf, sein Blick war sehr heiter. — „Warum sollte ich daran schon denken?“ erwiderte er sanft, „da ja der liebe Gott diese Sorge in das Herz anderer trauer Leute gelegt hat.“ — „Können Sie lesen?“ fragte ich weiter. — „Gewiß, mein Herr, ich habe in meiner Jugend guten Unterricht von meinem Pfarrer, einem herzensguten Manne, erhalten, der sein Vermögen daran fand, die Kinder zu unterrichten.“ — „Haben Sie auch Bücher?“ — „O nein, in meinem Alter liest man nicht mehr, man betet.“ — „Sie beten also gern?“ — „O ja, das Gebet ist mein einziges Glück. Wenn ich abends vor meiner Hütte sitze, betrachte ich die untergehende Sonne und sage andächtig: Vater unser.“ — „Ist denn das „Vater unser“ ihr einziges Gebet?“ — „Mein liebstes! was kann denn mehr unser Herz ergreifen? Oft, wenn ich die Worte ausspreche, schwebt mein Blick über das Tal, ich betrachte das langsame Scheiden der Sonne und fühle die ganze Wahrheit meines Gebetes: „Vater unser.“ — „Wie geht es ihnen denn in der rauhen Jahreszeit?“ — „Auch dann betrachte ich den Himmel. Ich sehe die gewaltigen Wolken, die ihn be-

decken, von denen ich nicht weiß, woher sie kommen, die bald, vom Winde getrieben, dahineilen, bald fruchtbaren Regen herabgießen auf unsere grünenden Felder! „Vater unser, der du bist in dem Himmel“ denke ich dann, „du bist immer derselbe! Niemand kann ich töten, wie man meine Söhne getötet hat.“

Bei diesen Worten füllten sich die Augen des alten Mannes mit Tränen und ich hörte ihn flüstern, „Mein armer Bertrand, der jüngste, fiel bei Waterloo. Du hast es so gewollt, mein Gott, dein Wille geschehe!“ und seine Tränen trocknend, fügte er hinzu: „Dank dir lieber Vater im Himmel, du hast meine Kinder mir ersetzt durch gute, barmherzige Menschen.“ — „Sie wohnen aber wohl zu einsam, unten im Tale, sie müßten etwas näher zum Dorfe ziehen.“ — „Ach, ich kann mein Haus nicht verlassen; meine Kinder sind darin geboren, und ihre Mutter sah ich darin sterben. Uebrigens ist ja der, welcher sich im Gebete mit dem lieben Gott unterhalten kann, niemals allein.“ — „Sie sind also ganz zufrieden mit ihrem Geschehe?“ — „Warum sollte ich das nicht sein? Gott hat mich noch niemals verlassen.“ — „Und doch verdienen sie noch glücklicher zu sein,“ rief ich aus. „Hier, guter Mann, nehmen Sie dieses Geld und beten Sie für mich.“ — „Betet man denn für Geld?“ sagte er erregt. Ich fühlte, daß ich ihn verletzt hatte. „So verzeihen Sie mir,“ schloß ich die Unterhaltung, „daß ich wie alle Weltmenschen von meiner Gabe Nutzen ziehen wollte.“ Gerührt ergriff ich seine beiden Hände und drückte sie ehrerbietig. Dann schied ich von ihm, voll Bewunderung für die Tugenden dieses Mannes, diesen Himmelslichtern, die den Abend seines Lebens so hell erleuchten und verschönern!

Heldentaten in der Tiefe des Meeres.

Eine kühne Tat hat vor kurzem der englische Taucher Leverett gewagt. Es galt das Leben eines Kameraden zu retten. In einer Tiefe von 25 Faden im Kanal war der Taucher an der Arbeit; da verwirrten sich seine Luft- und Atemschläuche am Meeresgrund und zu seiner Verzweiflung bemerkte der Taucher, daß er trotz aller Anstrengung sich nicht mehr befreien konnte. In einer solchen Tiefe mehr als eine halbe Stunde zu verharren, war bei dem furchtbaren Druck sicherer Tod. Leverett ließ sich nicht abhalten; er ging hinunter in die Tiefe, dem Genossen zu helfen. Zwei Stunden kämpfte er dort unten für das Leben des Kameraden; es gelang ihm auch schließlich, selbst völlig erschöpft, den Bewußtlosen emporzubringen. Aber seine Tat war umsonst geschehen, am zweiten Tage starb der Kamerad im Hospital. Aus diesem Anlasse erzählt eine englische Zeitschrift einige Episoden, die zeigen, mit welchen Gefahren die Männer oft zu ringen haben, die sich allein in die Tiefen des Meeres hinabwagen, oder auch nur wenige Meter unter der Oberfläche am Schiffsrumpfe arbeiten. Ein Abenteuer des Tauchers Palmer erscheint fast als wirkliches Gegenstück zu einer bekannten Romanze Viktor Hugos. Palmer war in Kapstadt bis zu einer Tiefe von 12 Metern getaucht, um die Schäden zu prüfen, die durch die Kollision des „Dunvegan Castle“ den Molen zugefügt war. Das Wasser war klar und der Taucher hoffte die Arbeit rasch vollenden zu können. Plötzlich schießt hinter einem Eisblock ein scheußlicher Fangarm hervor und schlingt sich um seinen Schenkel. Im nächsten Augenblicke ist sein Arm erfaßt und ein